

„Kulturelle Kompetenz“ oder: Die Analphabeten der Globalisierung

Impulsreferat anlässlich des Symposions „Universität und Persönlichkeitsbildung: Kompetenzen, Konzepte, Konsequenzen“ der Universität St. Gallen, 6. und 7. November 2003

Prof. Dr. Hans N. Weiler
Stanford University

Um die „kulturelle Kompetenz“ heutiger und künftiger Zeitgenossen steht es schlecht.

Bitten Sie einmal eine Studentin oder einen Studenten – oder auch einen nicht facheinschlägigen Professor, oder auch sich selbst – die wichtigsten Thesen des Koran zu nennen, die ethnische Herkunft des Präsidenten von Peru zu identifizieren, die ungefähre Zahl der in Indien gesprochenen Sprachen zu benennen, den Anfang eines Gedichts von Wisława Szymborska zu rezitieren oder zu sagen, wie verschiedene europäische Staaten mit der Frage des Tragens von Kopftüchern in ihren Schulen umgehen.

Sie werden Ihr blaues Wunder erleben (und ich beeile mich hinzuzufügen, dass eine solche Übung unter meinen amerikanischen Landsleuten mindestens ebenso katastrophal ausfallen würde). Dabei sind das alles Kenntnisse, die für den angemessenen, sachgerechten und erfolgreichen Umgang mit den jeweils betroffenen Gesellschaften absolut unabdingbar oder zumindest überaus hilfreich sind. Wie verheerend ein undifferenziertes Verständnis der islamischen Welt, der politischen Bedeutung ethnischer Zugehörigkeiten oder der psychologischen und politischen Probleme sprachlicher Vielfalt sein können – das hat die jüngere und jüngste Geschichte ja wohl hinlänglich bewiesen.

Wir Menschen des aufgehenden 21. und angeblich von globaler Öffnung gekennzeichneten Jahrhunderts sind in dieser Hinsicht in der Tat nicht viel mehr als Analphabeten.

Aber das ist nicht einmal das Schlimmste. Kenntnisse über andere Kulturen sind gut (wenn man sie hat) – aber noch weit besser und wichtiger ist die intellektuelle Fähigkeit, kulturelle Unterschiede, ihre Symptome, ihre Bedeutung und ihre Folgen zu erkennen und zu verstehen. Diese Art von analytischem Verständnis bezieht sich etwa auf die Rolle von Sprache in der Gesellschaft, auf die unterschiedliche Bewertung technologischer Entwicklungen in verschiedenen Kulturen, auf die Entwicklung von Vorstellungen über das Andere in einer Gesellschaft oder auf die Einschätzung und das Ansehen unterschiedlicher Formen von Wissen.

In meinem Verständnis ist „kulturelle Kompetenz“ in erster Linie eine Frage *dieser* Art von Fähigkeiten, und erst in zweiter Linie eine Frage der interkulturellen Kenntnisse – ohne dass ich bagatellisieren möchte, wie wichtig faktische und einigermaßen gründliche Kenntnisse im Umgang mit anderen Kulturen sind.

Deshalb ist die Krise der kulturellen Kompetenz eben nicht, oder nicht nur, eine Frage von Informationen, Unterrichtsstoffen und Lehrinhalten, sondern eine sehr viel profundere intellektuelle Herausforderung, die eine neue, differenziertere Art von Rationalität, einen neuen Umgang mit

- Wissen,
- Kultur,
- Technologie und
- Werten

erfordert.

Ich möchte auf diese vier Dimensionen kultureller Kompetenz kurz eingehen. Dabei steht die Herausforderung eines neuen Umgangs mit Wissen nicht von ungefähr an erster Stelle.

1. Bei diesem neuen Umgang mit Wissen geht es darum,
 - entgegen der Fragmentierung der modernen Wissensordnung das Verständnis von Zusammenhängen zu rehabilitieren – von Zusammenhängen zwischen unterschiedlichen Wissens- und Fachbereichen, zwischen unterschiedlichen Wissenstraditionen (also etwa natur- und geisteswissenschaftlichen) und zwischen unterschiedlichen Wissenskulturen (also etwa europäischen und solchen von außerhalb Europas),
 - die kulturelle Bedingtheit von Wissen zu erkennen und anzuerkennen – also die Tatsache, dass Wissen nicht unabhängig vom kulturellen Ort des Beobachters zustande kommt (was uns z. B. die feministische Wissenstheorie besonders deutlich vorgeführt hat),
 - einen Wissensbegriff zu akzeptieren, der sich nicht allein auf kognitives Wissen beschränkt, sondern auch normatives und ästhetisches Wissen als legitim begreift und in das Verständnis von Realität einbezieht, und schließlich
 - den engen und wechselseitigen Zusammenhang zwischen Wissen und Macht zu erkennen und kritisch zu hinterfragen.

Fazit: Wissen ist die Grundlage des Bezugs- und Bedeutungssystems einer Kultur. Ohne ein sehr viel weiter entwickeltes und differenzierteres Verständnis davon, wie Wissen zustande kommt, sich verbreitet und Anerkennung findet, greifen unsere Versuche des Verstehens kultureller Andersartigkeit ganz entschieden zu kurz.

2. Auch für den Begriff der „Kultur“ selbst gilt die Notwendigkeit eines differenzierteren Verständnisses. Das einmal Manfred Stolpe zugeschriebene Bonmot, dass es bei Kultur nicht um die Sahne auf dem Kuchen, sondern um die Hefe im Teig gehe, ist zwar etwas abgegriffen, aber nach wie vor zutreffend. Hier ist eine umfassende intellektuelle Agenda abzuarbeiten, in der ich besonderen Wert darauf legen würde,

- die zentrale Rolle von Sprache in unserem Verständnis von Kultur stärker zur Geltung zu bringen und zum Gegenstand sowohl sorgfältigerer Analyse wie auch umsichtigerer Politik zu machen,
- die Bedeutung kultureller Vielfalt und ihrer Akzeptanz für den Prozess der internationalen Friedenssicherung anzuerkennen (das könnte auch bei Huntington durchaus noch deutlicher werden, von Paul Wolfowitz ganz zu schweigen), und schließlich
- der immer wieder angekündigten, aber noch längst nicht eingelösten „kulturwissenschaftlichen Wende“ in den Geistes- und Sozialwissenschaften – wie sie sich mit den Namen Clifford Geertz, Stephen Greenblatt, Anselm Haverkamp, Homi Bhabha und anderen verbindet – und ihren mehr oder weniger zaghaften Manifestationen institutioneller Art – wie etwa in Frankfurt (Oder) oder in manchen unserer amerikanischen Comparative Literature Programmen – endlich zum Durchbruch zu verhelfen.

Fazit: Wir werden nicht umhin kommen, die bewusste und kritische Pflege kultureller Tradition zu einem unverzichtbaren Bestandteil eines modernen Konzepts von Staatsbürgerschaft zu machen, zu einem ‚cultural citizenship‘, für das das Auseinanderfallen von nationaler Staatlichkeit und kultureller Identität – etwa in einem sich vereinigenden Europa – weniger ein Problem als vielmehr eine Chance bedeutet.

3. Die Erwähnung von „Technologie“ im Zusammenhang mit kultureller Kompetenz mag manchem deplaziert erscheinen, aber das Gegenteil ist richtig. Gerade weil Technologie – fälschlicherweise, wie ich meine – den Anschein gewonnen hat, über und jenseits kultureller Vielfalt und Identität zu stehen (nach der Ingenieursparole „eine Brücke ist schließlich eine Brücke“), besteht ein besonderer Nachholbedarf darin, die kulturellen Bedingungen und Folgen technologischer Entwicklungen transparent zu machen. Man kann sich ja über den kulturell „neutralen“ Charakter von Brücken notfalls noch verständigen, obwohl auch Brücken, genau wie Staudämme, eben nicht nur Produkte technischer Herstellung sind, sondern gleichzeitig weitreichende Wirtschaftsfaktoren und vor allem Eingriffe in komplexe ökologische, soziale und kulturelle Zusammenhänge. Das hat so manches nassforschende Entwicklungshilfeprojekt mühevoll und folgens schwer lernen müssen. Wie eng geflochten aber die Wirkungszusammenhänge zwischen kulturellen Normen und

Traditionen einerseits und technologischen Entwicklungen andererseits tatsächlich sind – das wird in den Bereichen der Informations-, Kommunikations-, Bio- und Medizintechnologie vollends handgreiflich. Hier wäre im Sinne eines modernen Konzepts von „kultureller Kompetenz“ vieles zu thematisieren, nicht zuletzt die folgenden Fragen:

- In welchem Umfang und auf welche Weise bedürfen technologische Entwicklungen sowohl der naturwissenschaftlichen wie der geisteswissenschaftlichen Grundlegung? (Eine Frage, die von den normativen Prämissen moderner Gentechnologie bis zu den sozialwissenschaftlichen Grundlagen moderner Bau-, Siedlungs- und Verkehrstechnologie reicht.)
- Moderne Technologien, insbesondere solche der Information und Kommunikation, haben das Potenzial, bestehende Bindungen an Raum, Zeit und Lebensalter zu relativieren oder völlig zu überwinden. Raum, Zeit und Lebensalter aber sind in allen Kulturen höchst signifikante Dimensionen des Selbst- und Weltverständnisses. Die Folgen ihrer Relativierung oder Überwindung wollen besonders sorgfältig verstanden sein.
- Ein wichtiges Merkmal jeder Kultur ist das ihr eigene System sozialer und politischer Ordnung. Die Strukturen von Hierarchie und Herrschaft in diesen Systemen sind aber aufs engste mit technologischen Entwicklungen verknüpft, und zwar sowohl im Sinne der Bedeutung von technologischen Kapazitäten für wirtschaftliche Macht als auch in der Verbindung von sozialem Status und dem Zugang zu technologischen Kommunikations- und Informationsmöglichkeiten. Das Quasi-Monopol von Microsoft ist hier ebenso instruktiv wie die weltweiten Daten über die digitale Klassenschranke, den „digital divide“.

Fazit: Kein Bereich menschlicher Tätigkeit ist ohne den Einfluss technologischer Bedingungen überhaupt noch vorstellbar. Literatur ist – ebenso wie Herrschaft – nicht mehr ohne ihre mediale Präsenz, Leben nicht mehr ohne seine gentechnische Manipulation, Konflikt nicht mehr ohne die Technologie von Waffen, und Kunst nicht mehr ohne die Techniken der Reproduktion zu denken. Kulturelle Kompetenz bedeutet auch die Fähigkeit, sachgerecht und kritisch mit diesen elementaren zivilisatorischen Verknüpfungen umzugehen.

4. Die Auseinandersetzung über grundlegende normative Fragen wird in der Gesellschaft von morgen eine noch entscheidendere Rolle spielen als bisher – Stichworte wie Stammzellenforschung, Klima- und Artenschutz, Weltraum- und Weltmeernutzung, Siedlung und Verkehr, Migration und Welthandelsordnung sprechen jeweils Bände. Das allein wäre Grund genug, sich um unsere und unserer Nachkommen Fähigkeit zu bekümmern, normativen Fragen ebenso sorgfältig und systematisch auf den Grund zu gehen wie wir es für kognitive Fragen inzwischen gelernt haben. Man vergegenwärtige sich nur, welche weitreichenden Folgen die moderne Hirnforschung à la Wolf Singer für unser

Verständnis von Schuld oder für unser Konzept von Bildung hat. Diese Herausforderung der normativen Dimension von Kultur wird noch unausweichlicher, wenn man sie unter dem Gesichtspunkt interkultureller Kommunikation und Verständigung betrachtet. Auch dieses Element kultureller Kompetenz aber kann man erlernen, wobei den folgenden Fragen eine besondere Bedeutung zukommen dürfte:

- Aus welchen Traditionen gewinnen die Wertvorstellungen einer Gesellschaft ihre Tragfähigkeit und Legitimation? (Ich nenne als kritische und besonders instruktive Bereiche: Die Rolle der Frau; den Begriff von Eigentum; Seniorität und Autorität; Einstellungen zu Krankheit, Heilen und Sterben.)
- Was kann man aus den Wertkonflikten einer Gesellschaft lernen, und welche Kräfte tragen zu ihrer Entstehung und zu ihrer Lösung bei? (Hier könnte man sich instruktive Fallstudien vorstellen, etwa zur Debatte um Schwangerschaftsunterbrechung in den USA; zur Rolle der chinesischen Bevölkerung in Malaysia; zur Vergangenheitsbewältigung in Ostdeutschland; zur Zukunft Kopftücher tragender Schülerinnen in Frankreich; oder zum Aufstieg der Schweizer Volkspartei.)
- Wie müsste eine moderne vergleichende Ethik aussehen, die die Unterschiede in den Wertsystemen verschiedener Kulturen systematisch auf ihre Bedeutung, ihre Ursprünge und ihre Folgen befragt?

Fazit: Kulturen sind Wertsysteme, und erschließen sich nur einer Betrachtungsweise, die in der Analyse normativer Fragestellungen geübt und erfahren ist. Eine solche Betrachtungsweise aber gehört nicht zur Standardausrüstung westlicher Intellektueller, die immer noch dazu neigen, normative Fragen in den Bereich individueller Moralität zu relegieren anstatt sie zum Gegenstand einer analytischen Bemühung eigenen Rechts zu machen.

Wenn wir unsere eigene kulturelle Kompetenz und die unserer Zeitgenossen an der Meisterschaft über diese vier zentralen Diskurse – Wissen, Kultur, Technologie und Werte – messen, dann werden wir allesamt, so war meine Ausgangsthese, gewogen und zu leicht befunden. Wir beschwören zwar mit Vorliebe das Zeitalter der Globalisierung und die Internationalität unseres modernen Daseins. Ob wir damit aber auf einem anspruchsvollen intellektuellen Niveau umzugehen vermögen, das darf redlich bezweifelt werden.

Bleibt die Frage, warum das so ist – denn dumm, davon will ich einmal ausgehen, sind wir ja alle nicht. Ich schlage Ihnen eine Antwort vor, auch wenn es sicher nur eine unter mehreren möglichen Antworten ist.

Meine Antwort hat mit der eigenartigen Entwicklung zu tun, die unsere Vorstellungen von Wissen – vor allem in Europa und in Nordamerika – in den letzten hundert Jahren genommen haben. Das ist eine komplexe und vielschichtige Entwicklung, aber sie ist insgesamt gekennzeichnet von der

bemerkenswerten Dominanz eines einzigen und einzigartigen Paradigmas von Wissen – des Paradigmas der Naturwissenschaften. Die Dominanz dieses Paradigmas hat sich nicht nur – und das ist das Bemerkenswerte daran – auf die Erforschung der Natur bezogen, sondern auch weitgehend auf das Studium menschlicher und sozialer Phänomene ausgedehnt, von der Psychologie bis zur Linguistik und von der Wirtschaftswissenschaft bis zur Soziologie. Kennzeichnend für das naturwissenschaftliche Paradigma aber ist sein nomothetischer Anspruch, also die Konzentration auf Aussagen, die sich über einen möglichst großen Bereich von Realität verallgemeinern lassen. Gerade dieser Anspruch aber steht einem angemessenen Verständnis von kultureller Vielfalt und Eigenart – also dem Kern kultureller Kompetenz – diametral entgegen.

Wohl gemerkt: Das Paradigma ist faszinierend, intellektuell elegant und überaus erklärungs mächtig, und hat uns die Augen für ein neues Verständnis von Welt geöffnet. Es hat gleichzeitig aber auch dazu beigetragen, dass unsere Fähigkeiten zum Erkennen und zur Würdigung von kultureller Eigenart – die sich eben nicht verallgemeinern lässt – unterentwickelt und verkümmert geblieben sind. Die Geisteswissenschaften – allen voran die Philologien – haben diese Verkümmerng nicht aufhalten können (und möglicherweise auch gar nicht aufhalten wollen) und müssen sich deshalb, wie jetzt immer häufiger geschieht, die Feststellung gefallen lassen, dass wir für ein angemessenes Verständnis unserer Welt eine neue Kulturwissenschaft brauchen, die die Grundlage für eine neue „kulturelle Kompetenz“ schafft.

25. November 2003